Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 1 (1897-1898)

Heft: 8

Artikel: Das Schloss von Ax

Autor: Stifter, Adalbert

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662696

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Drum, Pfingsten im Gewitterstrahle, Sei mir gegrüßt, verjüngend fest, Das jedes Pilgers Bettlerschale Mit Gottesglut sich füllen läßt! O, dürft nach tausend Pfingstgewittern Ich unter Meinesgleichen sein Und nicht im Glauben dann erzittern: In Flammen wird die Menschheit rein!



Das Schloß von Ux.

Gine Beschichte aus Napoleons Tagen, von Abalbert Stifter.

In unserm Vaterlande steht ein Schloß, wie man in manchen Ge= genden fehr viele findet, das mit einem breiten Waffergraben umgeben ist, so zwar, daß es eigentlich aussieht, als stünde es auf der Insel eines Teiches. Bon solchen Verteidigungsmitteln sind gewöhnlich diejenigen Schlösser umgeben, die auf Flächen liegen, also das Verteidigungsmittel des Wassers haben, aber dafür desjenigen entbehren, das ihre stolzen Schwestern auf hohen Bergen und schroffen Felsen besitzen. Sie muffen die geringere Sicherheit, die ein Waffergraben gibt, noch mit feuchter Luft, mit Fröschequacken und Fliegenungeziefer erkaufen, während ihre erhabenen Schwestern zu dem größeren Schutz der hohen Felsen noch die reine Luft und die Aussicht als Zugabe erhalten. Dafür können die ersten sich gegen Winterstürme in ein ganges Bett von Bäumen verhüllen, mährend die letztern dem Anfalle der Winde so hingegeben sind, wie ein Kiesel im Fluffe dem ewigen Glätten durch Waffer. Seit aber unfere Mitmenschen nach und nach den Harnisch abgelegt haben, seit das Pulver erfunden worden ist, gegen welches ein Wassergraben und ein hoher Fels nichts nützt, ziehen sich die Mächtigeren von den Bergen und aus den Teichen heraus, und laffen die Trümmer wie ein abgelegtes zerriffenes Kleid auf ihrem früheren Platze stehen. Wer aber nicht so mächtig und reich ift, der muß sein früheres Haus bewohnen, und sich gegen die schlechten Gin= flüsse so gut als möglich zu sichern suchen. So sieht man noch manches bewohnte Schloß in seinem Teiche wie einen Fehler der Zeitrechnung stehen, und manches mit verwahrten Fenstern und Fensterläden von einem Felsen hernieder schauen. In dem einen versumpft das Wasser immer

mehr, in dem andern wird die Wetterseite preisgegeben, und die Zimmer ziehen sich tiefer zurück.

Unser zu Anfang dieser Zeilen erwähntes Wasserschloß heißt Ar. Es ist von den Besitzern in neuerer Zeit etwas getan worden, um die Lage zu erleichtern. Es ist statt der früheren Bogenbrücke, die immer ausgebessert werden mußte, und die an dem Schloftore gar in eine Zugbrücke endete, an welcher es ftets Unftande gab, ein großer fester Steindamm gebaut worden, auf dem eine mit runden Kiefeln gepflafterte und mit Mauern eingefaßte Straße läuft, auf welcher man in geräumigen Wagen oder zu Pferde luftig in gerader Richtung von dem Schlosse wegiprengen fann, mährend es früher nottat, daß man sogar mit einem Schubkarren sehr sachte fuhr, daß Zug- und Bogenbrücke nicht beschädigt Der Großvater des letten Besitzers hat sogar mit vielen tausenden von Fuhren von Steinen und Erde aus seinem Anteile im Arwalde den Teich hinter dem Hause ausfüllen lassen, hat Erde ausgeführt, hat Bäume gepflanzt, und hat so den Garten seiner Wohnung unmittelbar an das Gebäude angestoßen. Er hat dadurch der Festigkeit des Schlosses, wenn es einer bedürfen follte, nichts genommen; denn der Garten ift mit einer sehr hohen, sehr alten, sehr dicken und aus Steinen gebauten Mauer umgeben, die ein Gittertor aus starkem Gifen hat, das auf das Feld hinausführt.

Der Nachfolger hatte nichts getan, und der letzte Besitzer, der ein Junggeselle geblieben ist und gar keine Verwandten hatte, so daß er nicht einmal wußte, wem er sein Gut vermachen sollte, hat gar keine Neigung verspürt, das Erbe seiner Ahnen irgendwie zu verändern. Und so stand das Gebäude noch da, wie es zu Großvaters Zeiten gewesen ist, es hatte vor den Fenstern noch das Wasser aus den Nitterzeiten und aus dem Bauernkriege und atmete noch die Sumpflust und erlitt noch das Froschsgequaser und das Mückenstechen, wie es die Nitter und Bauern gelitten hatten, die hier gehaust und gekämpst hatten.

Das Schloß hat allerlei Rundungen, Brustwehren, diese Mauern, kleine Schießlöcher und Dinge, die wir heute nicht mehr begreifen, die aber ein solches Gebände einst sehr fest machten, und heute namentlich in den Augen junger Leute ihm ein sehr geheimmisvolles und merkwürdiges Ansehen geben, besonders wenn noch eine Armschiene oder ein Helm in irgend einem Winkel des Hauses gefunden wird. Was aber unserm Schlosse ein besonders auffallendes Ansehen gibt, ist ein runder, sehr dieser und sehr hoher Turm, der gar kein Fenster und also im Junern nur sinstere Räume hat, der statt eines Daches mit Steinen gepflastert ist, die das Regenwasser in einer Rinne an einer Stelle ablaufen lassen, und die

mit einer vier bis fünf Fuß hohen Mauer als Brustwehr umgeben sind. Der Turm hat wahrscheinlich, weil das Schloß in der Ebene liegt, als Warte, als Lug ins Land und bei Belagerungen als Verteidigungsmittel gedient. Jetzt sind in seinen innern Käumen, die wegen der Dicke der Steinmauern sehr kühl sind, alle Gattungen von Grünwaren, Gemüsen, Kartosseln, Küben, selbst Wein und Bier ausbewahrt, denen man an kühlen Tagen Lust durch geöffnete Zuglöcher zulassen kann. Die Höhe des Turmes dient jetzt blos mehr zur Aussicht, welche aber leider nur in eine große fruchtbare Ebene geht.

Der letzte Besitzer hat, wie wir sagten, nie geheiratet. Er war der einzige Sohn seines Baters, von der Mutter etwas verzogen und von der Natur widersprechend ausgestattet. Während er nämlich ein wunderschönes Angesicht und einen sehr wohlgebildeten Kopf hatte, mar der übrige Körper zu flein geblieben, als gehörte er jemand anderem an. Er hieß im Hause seines Baters der Kleine, obwohl es einen größeren nicht gab, da er der einzige war. Er fuhr aber auch fort, der Kleine zu heißen, da er schon dreißig Jahre alt war, und man nicht mehr daran denken konnte, daß er Er hieß auch auf der lateinischen Schule und auf der Uni= noch wachse. versität der Kleine. Mit diesem Widerspruche der Körperteile mar noch einer der Geistesvermögen werbunden. Er hatte ein so reines Berg, im Alter fast noch knabenhaft rein, daß er die Liebe und die Berehrung ber Edelsten erworben hätte, er hatte einen flaren sicheren Berftand, der mit Schärfe das Richtige traf, und den Tüchtigften Achtung eingeflößt hätte; aber er hatte auch eine so bewegliche lebhafte und über seine andern Beistes= fräfte hinausragende Ginbildungsfraft, daß sie immer die Aeußerungen seiner andern Geistestätigkeiten zu Schanden, und sich in struppigen, wirren und zackigen Dingen Luft machte. Bäre fie bildend gewesen, so wäre er ein Künftler geworden; aber sie blieb nur abschweifend, zerbrochen und herumspringend, so daß er Dinge sagte, die niemand verstand, daß er so witig war, daß er lächerlich wurde, und vor lauter Plänen zu keinem rechten Tun fam. Daraus folgte, daß in seinem Leben nur Unfänge ohne Fortsetzung und Fortsetzungen ohne Anfänge waren.

Er wurde einmal, da sein Bater und seine Mutter schon tot waren, der Gegenstand großer Zuneigung eines Mädchens. Er liebte das Mädchen so sehr, daß kein Wesen auf der Erde war, dem er eine gleiche oder nur annähernde Neigung hätte schenken können. Es schienen also alle Bebingungen zu einer glücklichen Bereinigung vorhanden zu sein. Aber einmal machte er sich in Gesellschaft vieler Menschen durch seine Reden und Wortsprünge so lächerlich, daß das Mädchen mit Glut und Scham übergossen da saß. Er schrieb des andern Tages an seine Braut, daß er ihrer uns

würdig wäre und daß er sie nicht unglücklich machen könne. Alle Zusredungen seiner Freunde waren umsonst, das Mädchen bereute bitter seine Empfindung und beweinte den Tag; aber es war vergebens, und die Verbindung blieb getrennt.

So kam er nicht dazu, seine Gaben, besonders sein Herz zu verwerten und lebte vereinzelt dem Alter entgegen.

Da er einmal entschlossen war, sich nicht mehr zu verehelichen, machte er es sich zur Aufgabe, sich einen künftigen Erben zu suchen. Das Gut, das außer dem Schlosse in liegenden Gründen, besonders Wäldern bestand, und die landesüblichen Bezüge hatte, war einst ein landesfürstliches Lehen gewesen, war aber in Folge großer Verdienste eines Ahnherrn mit Abstindung entfernter Anwärter in wirkliches Eigentum übergegangen. Der Schloßherr, wie sie ihn in der ganzen Gegend nannten, konnte also mittelst Testament über das Gut verfügen. Er wollte aber der gesetzlichen Erbsolge zugetan bleiben, wollte dem, der ihm, wenn er ohne Testament stürbe, gesetzlich solgen würde, auch testamentlich seine Nachlassenschaft zuwenden, nur wollte er den Erben vorher kennen lernen, ob er der Erbschaft auch würdig wäre.

Er schlug also das Ahnenbuch auf. Abkömmlinge von ihm waren natürlich nicht da. Also zu den Geschwiftern. Die waren ebenfalls nicht da. Also zu den Borfahren. Bater und Mutter waren tot, beide hatten feine Geschwister. Also zu den Großeltern. Der einzige Großvater väter= licherseits hatte einen einzigen Bruder, deffen nachkommende Linie aber erloschen war. Also zu den Urgroßeltern. Alle von ihnen abwärts gehenden Linien, die er in dem Buche verzeichnet fand, und in den Ländern erforschte, reichten nicht in die Gegenwart. Ihr Erlöschen war amtlich belegt. Er ging eine Stufe höher, die Sache wurde immer schwieriger. Aber alle Linien, die von allen Stufen, sie mögen wie boch immer fein, hinab liefen, riffen ab, ihr Abriß war beurfundet, und er fam endlich dort an, wo nichts mehr zu wiffen ift, und wo feine Abstammung mehr erhellt, oder erweislich ist. Nachdem er so viele Reisen gemacht, nachdem er einen Teil seines Lebens damit zugebracht, nachdem er sogar in den Zeitungen einen Aufruf hatte ergeben laffen, wer mit ihm verwandt sei, möge sich melben, und nachdem manche gekommen waren, aber feinen Beweis hatten beibringen fonnen, gelangte er zu der traurigen Entdeckung, daß er gang und gar feinen Erben befite.

Er wollte daher wenigstens für den Fall sorgen, daß er schnell und unverschens von der Erde genommen würde und setzte aus Vaterlandsliebe den Kaiser zum Erben ein. Er tat das Testament in die Lade seines Schreibtisches.

Wenn er es auch aufgegeben hatte, sein Herz noch an eine Frand hängen, so war dies nicht auch mit Freunden der Fall. Er hatte solche immer gehabt, und da er alt wurde, bekam er derselben noch mehr. Ja sogar die Frauen wurden ihm wieder zugetaner, freilich nicht in dem Sinne, daß sie ihn hätten ehelichen wollen; denn da er älter wurde, stachen seine Wunderlichkeiten, obwohl sie noch größer geworden waren, nicht mehr so hervor, ja sie wurden, da sie von Witz und Einbildungskraft unterstützt wurden, zur Lebhaftigkeit, die einen alten Mann ganz besonders ziert, und er wurde überall liebenswürdig geheißen. Auch seine körperliche Nichtsstumung verschwand, da man Schönheit und Nebereinstimmung bei einem Alten nicht suchte.

Unter seinen Freunden war der erste und geliebteste sein eigener Ver= Schon in früher Jugend — und er war fehr früh zum Besitze seines Vermögens gelangt — sah er ein, daß er durch seine Einbildungs= fraft sich zu Versuchen steter Abänderungen, ja zu Vernachlässigungen seines Unwesens hinreißen lasse, die namentlich im Landbaue stets von schlechten Erfolgen begleitet sind. Daher sah er sich nach einem jungen Manne um, der ihm sein Vermögen verwalten könnte, und weil er mit seinem Verstande sehr gut die Eigenschaften anderer Menschen abzuschätzen wußte, so gelang es ihm auch, einen sehr tüchtigen zu finden. Er erwarb ihn als Vorstand seiner Güter mit einem sehr anständigen Gehalte und mit der Bedingung, daß er sich von niemandem etwas einreben lasse, am allerwenigsten von Der Vertrag wurde unterzeichnet, und die Männer fuhren ihm felber. recht gut mit einander. Der Verwalter verstand seine Sachen trefflich, machte das Gut nach und nach immer besser, verliebte sich in dasselbe, betrachtete und behandelte es zulett wie sein eigenes, und gewöhnte sich zu seinem Herrn zu sagen, er solle sich nicht in fremde Sachen mischen; nur daß sie Geld und Gelbsachen in einer eigenen Truhe behandelten, zu der jeder einen Schlüffel hatte, daß sie das Geld wie das eines Dritten ansahen und sich ihre Bezüge davon auszahlten. Der Verwalter hatte auch seine Wunderlichkeiten, und ging namentlich in die Bücher und politischen Ansichten seines Herrn ein, so daß sie sich liebten, daß der Schloß= herr immer auf seinem Schlosse blieb und daß der Verwalter keine bessere Stelle verlangte. Beide schienen dasselbe Los des nicht verehelichten Lebens gezogen zu haben.

Aber wie die Schicksale des Menschen wandelbar sind, der Verwalter geriet noch in seinen vorgerückteren Jahren in die Fallstricke eines Mädchens und heiratete es.

Nun kam ein ganz seltsames Verhältnis über den Schloßherrn. So wie der Verwalter sich als Eigentümer des Gutes betrachtete, und selber

so behandelte, so betrachtete sich der Schloßherr als verheiratet. Wenn sein Verwalter immer auf den Feldern, Wiesen, oder in den Wäldern war und sagte: mein Haber, meine Bäume, mein Holz, mein neugekauftes Feld; so war der andere immer auf dem Schlosse und sagte: unser Kasten, unsere Aussicht, unsere neuen Geräte, unsere Kinder.

So wie der Verwalter und der Schloßherr früher immer an demsselben Tische gespeist hatten, so blieb es auch jetzt, und der Schloßherr speiste mit der Familie des Verwalters. Da einmal Kinder kamen, da zeigte es sich recht, wie sehr der Schloßherr zu dem Familienleben geeignet gewesen wäre; denn er war ein Kinderfreund und die Kinder merkten das sehr bald, und es kam die Tatsache zum Vorschein, daß alle viere zu dem Schloßherrn "du" sagten, es war ihnen mit aller Strenge nicht abzugeswöhnen, er war froh darüber, und wäre betrübt geworden, wenn es ihnen abzugewöhnen gewesen wäre. Die Schloßbewohner wohnten alle in demsselben Flügel, und wenn ein Fremder gekommen wäre, der die Verhältnisse nicht gekannt hätte, so würde er geglandt haben, der Schloßherr sei ein alter Verwandter, der unter seinen Angehörigen seine letzten Tage zubringe.

Das erste Kind, welches dem Verwalter geboren wurde, war ein Mädchen. Es befam den Namen Ludmilla. Der Schloßherr wollte es nicht so nennen, er nannte es nur immer abgefürzt Lulu.

Das zweite Kind war ein Knabe, Alfred, das dritte ein Mädchen, Clara, und das vierte ein Knabe, Julius.

Damit war die Reihe abgeschloffen, es erschienen keine mehr.

Lulu wuchs heran. Sie bekam die verständigen ruhigen braunen Augen ihres Vaters und den lieblichen Mund der Mutter. Und wie sie waren alle Kinder, das eine oder andere Gemisch ihrer Eltern.

Sie begannen heran zu wachsen, der Schloßherr führte sie aller Orten herum, hatte seinen Stolz über sie, nahm stets ihre Partei gegen die Eltern und hätte sie, wären nicht andere treffliche Eigenschaften und Umstände ins Mittel getreten, vollständig verzogen.

Einer dieser Umstände war die Mutter selbst. Sie war eine gelassene vernünftige Hausfrau, mit einem wohlwollenden Herzen. Sie waltete in Reinlichkeit, Ordnung und Sittsamkeit im Hause, und diese Eigenschaften verstand sie in einem gewissen Grade auch ihrem Gesinde einzupflanzen und daher auch den Kindern. Sie zankte nie, war aber unermüdlich, dieselbe Sache so oft zu besehlen und tun zu lassen, die sie dem damit Beaustragten zur Geläusigkeit und Gewohnheit war. Durch die Gleichheit und Heiterkeit ihres Wesens kam Gleichheit und Heiterkeit in die Kinder, durch Abwesenheit jedes Harten, Rohen und Unziemlichen wurden sie sein und anständig, und besonders war es die Scham, etwas Unrechtes zu tun,

was ihnen ein Beistand war, und das Erröten war eine harte Strafe, weil die Mutter selbst mit großem Ernste allem aus dem Wege ging, was sich nicht schickte.

Ein zweiter Umstand war der Bater. Die größte Rechtlichkeit und Biederkeit in seinem Wesen versehlte nicht auf die Kinder, selbst da sie noch sehr klein waren, einen großen Eindruck zu machen. Er war ihnen das Bild der Bollsommenheit und des Wissens, und als ihnen von dem Bater im Himmel erzählt wurde, dachten sie sich denselben so wie ihren Bater auf Erden, nur älter. Sie hatten vor dem freundlichen Bater, der nie einen Verweis, sondern höchstens einen Rat gab, mehr Furcht und Scheu als vor der oft rügenden und ermahnenden Mutter.

Der dritte Umstand war der Lehrer der Kinder. So wie der Schloßherr sich mit Umsicht einen Verwalter ausgesucht hatte, so suchte sich der Verwalter mit Umsicht einen Lehrer aus. Er brachte einen Mann in das Haus, der in den Jahren schon etwas vorgerückt, ruhig und ernst war, und von dem der Verwalter wußte, daß er die Kinder bald sehr lieben würde. Er hatte einen kleinen Gehalt von einer früheren Erziehung her, von der er, da er unverehlicht war, hätte leben können; aber das Erziehen war ihm so zur Natur geworden, daß es ihm eine große Freude gewährte, daß ihm der Verwalter den Antrag machte und daß er die Last wie ein Geschenk hinnahm.

Der Mann stimmte zu den beiden andern Männern in Gutem und in Törichtem so, daß die Leute halb im Ernst halb im Scherz sagten: "Nun, der hat ihnen noch gefehlt."

Er sagte in kurzer Zeit gleichfalls wie die zwei andern Männer: "Mein Hauswesen, meine Kinder."

Die Kinder liebten ihn sehr, aber sie neckten ihn nie, was sie mit dem Schloßherrn öfters taten. In verschiedenen Abstufungen hatten alle drei Männer etwas Sonderbares, was die Kinder aber nur bei dem ausgezeichnetsten, bei dem Schloßherrn merkten. Die Mutter allein war die immer klare und einfache.

Als Lulu heranwuchs, als sie sehr schön und lieb zu werden versprach, als sie die großen Augen demütig niederschlug, die Wimpern darüber hinab zielten und nicht mehr so oft wie früher sich vorlaut erhoben, als endlich auch noch das Letzte eintrat, nämlich ein oftmaliges heißes Erröten ohne Grund und Ursache: da schlich sich der Schloßherr einmal leise auf sein Zimmer, riegelte hinter sich die Türe zu, ging heimlich zu der Lade seines Schreibtisches, tat sie auf, nahm das Testament heraus, in welchem er den Kaiser zum Erben eingesetzt hatte und durchstrich es ganz und gar. Dann schrieb er emsig ein neues und setzte Lulus Namen hinein. Er



Der erste Schrift. Rach einem Gemälde von Kleinmichel.

warf den andern drei Kindern Vermächtnisse aus, die Lulu auszuzahlen hatte, wodurch sie Lulu zwar näher kamen, aber sie doch nicht erreichten. Als er das getan hatte, ging er mit einem glänzenden Angesichte in den Garten, als hätte er einen Schabernak verübt und freute sich auf dessen Bekanntwerden. Um gar kein Aushebens zu machen und keine Vermutungen und kein Gerede zu veranlassen, ließ er keine Zeugen untersertigen, sondern tat unserm Gesetze, das er gut kannte, damit Genüge, daß er am Gingange schrieb: "Wit meiner eigenhändigen Schrift und Unterschrift."

Dennoch hätte Lulu einmal seine Gunst und wahrscheinlich auch die Erbschaft, von der sie nichts wußte, vom Grunde aus verscherzt, hätte sie ihn nicht ohne ihr Wissen bereits so unterjocht gehabt, daß er sich nicht mehr aus der Stlaverei zu befreien vermochte.

Es waren jene traurigen Tage eingetreten, in denen ein auswärtiger Feind den Boden unseres Vaterlandes betrat, lange und wiederholt da verweilte und durch Schlachten ihn verwüstete, bis er durch jene ruhmswürdigen Anstrengungen großer Männer, an denen unser Vaterland einen glänzenden Anteil nahm, aus allen Fluren, wo man die deutsche Sprache spricht, wieder verjagt wurde.

Marconi's Telegraphie mit elektrischen Straften.

Nachdruck verboten.

Bon Prof. A. Beilenmann.

Direkte Uebertragung von Nachrichten auf größere Entfernungen sand schon im Altertum statt durch Fenersignale auf erhöhten, weithin im Land sichtbaren Punkten. In den napoleonischen Kriegen am Ansange dieses Jahrhunderts leistete der optische Telegraph von Chappe vorzügliche Dienste. Derselbe bestand aus einem Maste, an welchem eine größere Anzahl beweglicher Arme durch ihre verschiedenen Stellungen Nachrichten zu übermitteln erlaubte. Auch auf den Meerschiffen werden ähnliche Signale ausgetauscht.

Alle diese Uebertragungsmittel sind aber selbstverständlich sehr von der Witterung abhängig, und im Nebel gänzlich unbrauchbar.

Als daher gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Kenntnis der elektrischen Erscheinungen sich immer mehr erweiterte, wurden in versschiedenster Weise mehr oder weniger gelungene Versuche ausgeführt, um die Elektrizität im beschlennigten Nachrichtendienst zu verwerten, dis sich von den dreißiger Jahren weg dann diesenige Telegraphie zu entwickeln begann, welche gegenwärtig mit ihrem Leitungsnetze den ganzen Erdball spinnewebeartig überzieht und seine Hindernisse, weder Verge noch Meer, scheut. Dazu gesellte sich von 1877 weg die Telephonie, mit raschem